

Hilfe in Sprachnöten - die Geschichte unserer "Sprachauskunft"

Autor(en): **Müller-Marzohl, Alfons**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1997)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421730>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hilfe in Sprachnöten – die Geschichte unserer «Sprachauskunft»

Sprachberatung – von Anfang an eine Aufgabe des SVDS

Von Alfons Müller-Marzohl

Von der Sprachbeobachtung zur Spracherziehung

Die Frage, seit wann es die Sprachauskunft des SVDS gebe, ist leicht zu beantworten: seit seiner Gründung im Jahr 1904. Der damalige «Sprachverein» hatte sich ja unter anderem der Sprachpflege verschrieben, was ihn geradezu verpflichtete, die Sprachsicherheit zu fördern. Er fing zunächst an, die Sprachentwicklung genauer zu beobachten, und ging dann dazu über, die grammatischen und stilistischen Fundgegenstände in seinen Schriften zur Schau zu stellen. Das geschah in Vorträgen und Merkblättern – also sporadisch, vor allem auch in den Werken der Vereinsmitglieder. Prof. Otto von Greyerz (Bern), Gründungsmitglied des «Sprachvereins» (heute SVDS), wurde in der Schweiz mit seinen (immer noch lesenswerten) Büchern zum wichtigsten Inspirator des Deutschunterrichts und der Sprachpflege überhaupt. Er wandelte sich beispielhaft vom Sprachbeobachter zum Spracherzieher.

Schriftliche Sprachwetterberichte

Von 1917 bis 1944 äusserte sich der Verein in seinen «Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins» regelmässig und systematisch zum Sprachleben der deutschen Schweiz. Der Verein hatte in der Person von Prof. August Steiger (Oberseminar Küsnacht ZH) einen führenden Kopf gefunden. Steiger hat die Schriftleitung der «Mitteilungen» von Anfang an in die Hand genommen und die Anliegen des «Sprachvereins» zu seinen eigenen gemacht (und umgekehrt). Jahr für Jahr gab er darin eine Art «Bericht der Sprachwetterwarte» heraus. Durch sein unermüdliches Wirken und sein umfassendes Fachwissen wurde er in Sprachfragen allmählich zur Schiedsinstanz, an die sich nicht nur Vereinsmitglieder in sprachlichen Zweifeln wandten, sondern auch Behörden.

Von der «Sprachauskunft» zum «Briefkasten»

Als 1944 aus den «Mitteilungen» der «Sprachspiegel» entstand, führte sein erster Redaktor, eben Prof. August Steiger, sofort den «Briefkasten» ein. Die Rubrik erscheint seither regelmässig und ist zu einem Eckpfeiler unseres Organs geworden.

Anfänglich gab es keinen Unterschied zwischen der Sprachauskunft und dem Briefkasten. Der Schriftleiter war Ratgeber, Auskunftsperson und Schiedsrichter in Sprachfragen, die ihm zunächst meist schriftlich, dann immer häufiger mündlich (telefonisch) vorgelegt wurden. Der Kreis der Ratsuchenden war bunt: Behörden, Verwaltungen, Sekretärinnen, Lehrer, Typografen... Nicht selten wandten sich auch irgendwelche Stammtische, die eine Wette über «richtig oder falsch?» in einer Sprachschwierigkeit abgeschlossen hatten, vertrauensvoll an ihn, und es ist vorgekommen, dass die Sieger dem Schiedsrichter begeistert eine Flasche Wein zugeschickt haben.

Mit den interessantesten Anfragen fütterte er dann den Briefkasten des «Sprachspiegels». Sowohl ich (Dr. A. Müller-Marzohl, Leiter des «Sprachspiegels» von 1954–1964) wie auch Dr. Kurt Meyer (Leiter 1964–1972) folgten dieser Tradition und widmeten einen oft nicht unwesentlichen Teil der Redaktionstätigkeit dem «Sprachdienst» in dieser oder jener Form, unter anderem der telefonischen Sprachauskunft (oft während des Mittagessens).

Sprachauskunft ohne Defizit?

Der Gedanke, die Sprachauskunft zu verselbständigen und dabei neue (bezahlte) Dienste (Lektorate, Textüberarbeitung usw.) anzubieten, wurde immer wieder erörtert und auch in verschiedenen Anläufen ausprobiert. Er liess sich teilweise (das heisst: nicht kostentragend) verwirklichen, als der Schriftleiter des «Sprachspiegels», Dr. Eugen Teucher (Leiter 1972–1986) zu Werner Frick in die Geschäftsstelle an der Luzerner Alpenstrasse übersiedelte, so dass der Geschäftsleiter zusätzlich für die neue Aufgabe eingesetzt werden konnte. Jahre vor dem Ableben von E. Teucher übernahm dann W. Frick neben der Sprachauskunft auch die Schriftleitung des «Sprachspiegels» (1980–1996). Weil er gegen ein symbolisches Entgelt arbeitete, hielt man es für tragbar, einfache Auskünfte gratis anzubieten, was bald auch von Verwaltungen und Schulen aus der ganzen Schweiz, aber auch von Müttern, die ihren Kindern bei den Aufgaben helfen mussten, dankbar angenommen wurde, finanziell aber nicht rentabel war. Werner Frick entwickelte sich auf diesem Posten bald zum geschätzten Nothelfer in Fragen des Sprachalltags; man wandte sich aus allen Gegenden um Auskunft an ihn, unter anderem eben auch deshalb, weil seine Dienste zum grossen Teil unentgeltlich waren. Eine Luzerner Zeitung sprach vor nicht allzu langer Zeit liebevoll vom Herrn «Alleswisser» Werner Frick.

In seine Amtszeit fällt übrigens die Aufteilung der Sprachberatung in eine Sprachauskunft für eher alltägliche Probleme und eine Briefkasten-Auskunft für zeitaufwendigere und oft auch kompliziertere Anfragen, deren Beantwortung Dr. Hermann Villiger 1991 übernommen hat. Dr. Villiger stand bei Überlastung von Herrn Frick schon seit 1980 für die Überarbeitung von Texten für Private und Behörden zur Verfügung.

Zu bemerken ist: Unser Verein hat sich der Sprachpflege aus ideellen Gründen verschrieben und glaubte daher, der Öffentlichkeit gewisse Dienste umsonst anbieten zu müssen. Das aber überfordert(e) den SVDS finanziell und von der Arbeitskapazität her, weshalb nun ein neues – wie wir hoffen: fruchtbringendes – System eingeführt wird.

Jelzins Herz oder Erinnerung an eine knifflige Frage

Ein «offizieller» Ratgeber in Sprachfragen ist im allgemeinen schlecht beraten, wenn er sich nur auf sein Sprachgefühl verlässt, denn man gerät in Problemen der Grammatik und der Stilistik nur zu leicht auf Abwege. Im Gegensatz zu den Schriftstellern verlangt man von ihm «objektive» (nicht persönliche) Urteile in Zweifelsfällen. Zum Sprachberater gehört daher eine umfangreiche Bücherei, mit der er sich vor groben Missgriffen abzusichern sucht. Diese Forderung ist heute leichter zu erfüllen als in der Nachkriegszeit, da viele der heute geläufigen Hilfsmittel fehlten.

Daran hat mich Jelzins Herzoperation erinnert, denn plötzlich weckten Nachrichtensprecher die Frage: «Wo wird Jelzin denn nun eigentlich operiert: am Herz oder am Herzen?» Darüber herrscht offenbar grosse Unklarheit, denn sowohl am Radio wie am Fernsehen haben die Sprecher in der gleichen Mitteilung, also innerhalb von zwei oder drei Minuten, das eine Mal vom Herz, das andere Mal vom Herzen gesprochen.

Die Frage: «am Herz oder am Herzen?» hatte ich einmal in den fünfziger Jahren zu beantworten. Die Nachschlagewerke liessen mich dabei samt und sonders im Stich. Der Duden (Schweiz. Lizenzausgabe 1948) und der neu aufgelegte Sprachbrockhaus (1955) verlangten klipp und klar «am Herzen»; «am Herz» wurde nicht einmal in einer Fussnote erwähnt. Aber ich hatte schon damals beobachtet, dass die Mediziner zur starken Beugung neigen und dass sich offensichtlich neben der gewöhnlichen eine medizinische Form der Herz-Deklination entwickelte. Ja sogar dem Plural «die Herze» (statt «die Herzen») war ich schon begegnet.

Ich befand mich also im Zweifel und geriet in Gefahr, mich über den Duden zu setzen. In meinem Zweifel bestärkte mich das Grimmsche Wörterbuch mit der Bemerkung: «Hervorzuheben ist die Neigung des Wortes, neben den gewöhnlichen schwachen Casusformen auch starke zu entwickeln, eine Neigung, die bereits für die althochdeutsche Zeit (...) hervorscheint.» Eine besondere Neigung, die starken Formen für den medizinischen Bereich zu bevorzugen, wird aber von Grimm nicht angedeutet.

Ich habe damals – im Gegensatz zum Duden – gewagt, für den medizinischen Gebrauch die starke Deklination («am Herz, die Herze») durchgehen zu lassen, was mir den Tadel von Kollegen zugezogen hat.

Das Ereignis der Herzoperation von Jelzin und die unsichere «Herz-Beugung» in den Medien haben mich angeregt, die Wörterbücher neu zu prüfen. Und siehe da: Irgendeinmal in den vergangenen drei Jahrzehnten hat der Duden lautlos die starke Beugung für den medizinischen Bereich akzeptiert. So steht in der Jubiläumsausgabe von 1980: «(Med. auch starke Beugung: des Herzes, am Herz, die Herze)». Diese Version findet sich auch im Duden der Wende (1991) und wurde vom allerneuesten «Reform-Duden» (1996) übernommen. Merkwürdigerweise hielt der Dudenverlag, nämlich in «Dudens Deutschem Universalwörterbuch» 1989 (2. Aufl.), neben dieser klaren noch eine etwas relativierende Version feil: dort steht in der Klammer: «(Med. gelegtl. stark gebeugt: des Herzes, dem Herz)». Also eine Einschränkung der «Üblichkeit»: 1980 «auch» was man wohl als «gleichberechtigt» definieren darf, 1989 «gelegentlich», was «weniger üblich» bedeuten kann. Dass man das «auch» für den medizinischen Sprachgebrauch noch nicht zu streichen wagt, zeigt, dass die Unsicherheit noch besteht: Die Ärztebulletins zu Jelzins Herzoperation beweisen es überdeutlich.

Raritätensammlung der Sprachbeobachtung

Jeder Sprachbeobachter kann zum Abarten- und Raritätensammler werden, wenn er sich nur die Mühe nimmt, den Dingen genau nachzuspüren. Eine solche Abart ist, wie wir eben festgestellt haben, der uralte Name für das Organ, das im Indogermanischen als das «Springende» oder das «Schwingende» (*kerd) bezeichnet worden ist. Nachweislich ist die Deklination des althochdeutschen Wortes hērza (die deutsche Ableitung von idg. *kerd) etwas unsicher gewesen, aber die schwache dominiert in den folgenden Sprachepochen, also über tausend Jahre bis in die Neuzeit, so eindeutig, dass die starke von den Regelbüchern nicht wahrgenommen oder gar anerkannt wurde. Sozusagen vor unsern Augen erobert sich die starke Nebenform immer klarer eine Position, und zwar um das medizinische Herz vom symbolischen Herzen grammatisch zu unterscheiden, ein wirklich bemerkenswerter Vorgang in der Gegenwartssprache. Er zeigt dem Laien, wie spannend das Amt eines Sprachbeobachters sein kann.

Er zeigt aber auch, wie müssig es ist, von «Kulturverlust» zu sprechen, wenn sich im Sprachgebrauch oder in der Rechtschreibung etwas ändert: Es gehört auch zur Kultur, dass die Sprache lebt und dass sich vor unsern Augen neue Regeln herausbilden können. Im übrigen gilt immer noch: «In meinem Zimmer russt der Ofen, in meinem Herzen ruhest nur du...»

Der SVDS Hand in Hand mit der Uni Basel

Nun wagen der SVDS und das Deutsche Seminar der Uni Basel ein Gemeinschaftsunternehmen: Zusammen eröffnen sie eine Sprachauskunftsstelle, wie

sie in diesem Heft vorgestellt wird. Der SVDS bringt seine jahrzehntelangen Erfahrungen und Aufbauarbeiten mit ein und stellt zudem den «Sprachspiegel» als Sprachrohr und Werbeorgan zur Verfügung. Er bleibt so in direkter Verbindung mit der Wissenschaft. Das Deutsche Seminar seinerseits erfüllt mit dem Einstieg in die Sprachauskunft eine alte Forderung des Wissenschaftsrates an die Hochschulen, neben der Forschung und Lehre sich auch mit Dienstleistungen gegenüber der Öffentlichkeit zu befassen. Das Seminar gewinnt damit «Wirklichkeitsnähe», nämlich einen unmittelbaren Einblick in die Bedürfnisse des Sprachalltags, und kann daraus für die Forschung und für die Lehre Nutzen ziehen, was wiederum dem «Sprachspiegel» zugute kommen wird.

Der Alltag des Sprachberaters

Von Werner Frick

Der Vormittag dient der mündlichen Auskunfterteilung. Die Fragen an die Sprachauskunft sind so mannigfaltig, wie sie sich eben Tag für Tag am Arbeitsplatz, im Büro, in der Schule und anderswo ergeben. Auch derjenige, der sich in den Nachschlagewerken auskennt, findet sehr oft sein Problem nicht behandelt. So drängt sich auch für den Gewandten der Griff zum Sprechgerät bzw. eine Anfrage an die Sprachauskunft auf.

An erster Stelle stehen mit 25% die Fragen zu den Satzzeichen. Es sind hier aber nicht nur die Kommas, die Beschwerden machen, sondern auch die andern Zeichen, also Punkt, Doppelpunkt, Strichpunkt, Gedankenstrich und auch das Anführungszeichen.

An zweiter Stelle folgen mit 20% die Fragen zur Grammatik. Hier sind es vor allem die Konjugationsformen und Deklinationendungen – die mitunter mehr zu schaffen machen (Akkusativ!), als man glauben sollte –, dann die Behandlung der Appositionen, weiter die Schwierigkeiten bei der Kongruenz und der Wahl der Zeiten.

An dritter Stelle folgen mit 15% die Fragen zur Gross-Klein-Schreibung. Es sind dabei nicht nur die sogenannt kniffligen Fälle, die Anlass zu Unsicherheit geben, sondern auch solche, bei denen man eigentlich keine Schwierigkeit vermuten würde.

An vierter Stelle folgen mit je 10% sowohl die Fragen zur Getrennt-, Zusammen- und Bindestrichschreibung – ein Kapitel, das es in sich hat –, wie auch diejenigen zur Erklärung von Fremdwörtern.